

Man macht alles nur mit Fanatismus!

Stefan Georges Freundeskreis in und um Heidelberg. Ein Essay*

1

Schon öfter haben mich Freunde und Bekannte gefragt, was mich denn dazu bewegen hätte, seit mindestens 30 Jahren, zwar nicht anhaltend, doch immer wieder, über Stefan George und seinen Dunkelmännerkreis nachzudenken. Woher dieses seltsame Interesse stamme? Ob ich etwa schwul sei? Vermutlich war ich als Vaterloser, zumal in jüngeren, studentischen Jahren, inständig auf der Suche nach einem geistigen Vater, einem gütigen Lehrer, der mich anleitete und formte. Aber hätte ich mich auch einem selbsternannten „Meister“ unterworfen und das strenge Ritual der Initiation in den Männerbund akzeptiert? Einerseits faszinierte mich die Idee einer jungen Elite, einer „Runde“, eines Kreises der „Geistigen“ durchaus, die Vorstellung, und sei es nur für Momente, zu den Auserwählten zu zählen, zu den Wenigen, die einander bei Kerzenlicht Gedichte vorlasen, im Gegensatz zu den Vielen, die Schlagermusik hörten. Als ebenso arroganter wie unsicherer Jüngling konnte ich mich mit Versen Georges identifizieren, die von einer enormen Anmaßung zeugten, etwa: „Und heute bellt allein des volkes räude“ oder: „Euch all trifft tod. Schon eure zahl ist frevel“, oder „kein schlimmer feind der völker als die mitte!“ (alle zitiert aus dem Band „Der Siebente Ring“). Das saß, das wirkte wie ein Faustschlag ins moralisierende Zeitgeistgeschwätz und könnte noch heute bei sogenannten guten Demokraten Empörung provozieren.

Zugleich aber war ich unfähig, mich ein- oder gar unterzuordnen. Ich mied Kollektive, hatte schon als Kind schwerwiegende Probleme mit Autoritäten jeder Art, mit Lehrern und Fußballtrainern. Ich pflegte meine Berührungängste, wollte um keinen Preis in (Klassen- oder Volks-)Gemeinschaften leben, sondern möglichst allein und ganz am Rand der Konsum-Gesellschaft. Vor allem: Ich war ein hübscher, vielseitig interessierter Jüngling, war jedoch weder homosexuell noch pädophil. Die (geistig sublimierte?) Knabenliebe, so zentral sie zu Georges Leben, Werk und Kreis gehört, sie teilweise bestimmt und strukturiert, war mir immer unheimlich. Sie stieß mich ebenso ab wie die Stilisierung Maximilian Kronbergers, eines mit knapp sechzehn Jahren gestorbenen Knaben aus München zur neuen Erlöserfigur („Maximin“), der alle Jünger huldigen sollten.

Auch missfiel mir der abgeklärte Ton der sogenannten besseren Gesellschaft, der in diesen Kreisen herrschte, das Säuseln und wechselseitige Lobhudeln einerseits, das Schweigen über bestimmte Bereiche, die Geheimniskrämerei, das Ableugnen offenkundiger Wahrheiten andererseits. „Darüber spricht man nicht“, stand unsichtbar an der Wand des Salons. Ich trat ein einziges Mal mit groben Schuhen und

* Redetext vom 5. Juli 2018 in der Reihe des Germanistischen Seminars: Stefan George. Vortragsreihe aus Anlass des 150. Geburtstags.

schwarzen Fingernägeln herein in die George geweihten Räume, gewohnt, meine Gedanken ungeschützt, ohne taktische Rücksicht auszusprechen, was hier, in der verschatteten Sphäre der Sekte, als ganz unangemessen empfunden wurde. Man warf sich Blicke zu ...

Und dennoch beflügelt mich bis heute beim Lesen und Reflektieren vieler dieser Gedichte, Briefe und der Berichte über Interna des Kreises wie der (heftig verfeindeten) Nachfolge-Kreise die darin, wie verquer auch immer, eingeschriebene Verteidigung des Gewachsenen, der überlieferten Werte, überhaupt das Leben mit Traditionen und in alten Häusern, die ständig gleichen Wege durch „den totgesagten park“. Und ebenso die anachronistische Gestalt des Dichters und Künstlers, ausgestattet mit dunkler Größe, ja mit „Genie“ (ein inzwischen fast verbotenes Wort) – das Bild des platonischen Erziehers, dessen ich in meiner wirren Jugend so sehr bedurft hätte. George und sein Gefolge wollten sich mit der Entzauberung der Welt nicht abfinden. Sie suchten, so liest man, aus Begeisterung für alles „Große“, nach einer neuen Spiritualität, einer leuchtenden Religion, einer glühenden Poesie jenseits der puritanischen Ethik. Umgibt nicht noch immer ein faszinierendes Rauschen die Formel vom „Geheimen Deutschland“, ein Gedichttitel Georges aus dem Band „Das Neue Reich“; auch sollen Claus von Stauffenbergs letzte Worte im Hof des Bendlerblocks in Berlin „Es lebe das Geheime Deutschland!“ gelautet haben – vielleicht aber auch, ins Religiöse gesteigert, „Es lebe das Geheiligte Deutschland!“. Wir glauben mitunter noch, ein dunkles, heimatliches Raunen unter solchen Versen zu hören, obwohl doch seit Jahrzehnten versucht wird, den Deutschen das nationale Gedächtnis auszutreiben.

Georges Dichtung, die Strenge seiner Sprache, die Härte seiner Verse und Strophen, ihr häufig spröder, kompromissloser Tonfall stellt, jedenfalls in meinen Augen, die radikale Antithese der Poesie gegenüber dem opportunistischen Gerede der Politik und dem penetranten Mediengeschwätz dar. Sie hat etwas Rebellisches, unbürgerlich Elitäres, sie verkörpert das „Andere“, dem Schmerz Abgerungene, wie Hölderlins späte Hymnen, die Norbert von Hellingrath, auch er ein Jünger Georges, in seinen Heidelberger Jahren um 1913 wiederentdeckt und herausgegeben hat. Sie verkörpert auf jeden Fall Distanz zum literarischen Medien-Gebrabbel der Gegenwart und zum herrschenden Geist des Kapitalismus. Als eine Art „Ästhetik des Widerstands“ könnte und sollte sie, recht verstanden, fortwirken.

2

Anders als die meisten Schriftsteller schien Stefan George keine Selbstzweifel zu kennen. Wer sich wie er zum Hoffnungsboten einer neuen deutschen Jugend, genauer: zum Führer einer akademischen Elite und sogar zum Bannerträger eines wie immer definierten „Neuen Reichs“ berufen fühlte, durfte keinen Augenblick an sich und seinen besonderen, nicht nur literarischen, sondern auch magischen Fähigkeiten zweifeln.

Schon bei Georges frühesten Weggefährten wird jenes heilsgeschichtliche Modell sichtbar, das in der Folge auf nahezu alle Freunde des Meisters Anwendung finden sollte. Nicht die individuellen Fähigkeiten waren demnach für die Beurteilung



Stefan George: „Das Jahr der Seele“, 1897. Buchgestaltung Melchior Lechter (Aus: Thomas Hatry, Hans-Martin Mumm: „Wer je die flamme umschritt ..“ Stefan George im Kreis seiner Heidelberger Trabanten. Ausstellungskatalog, Heidelberg 2018, S. 11)

eines jungen Menschen ausschlaggebend, sondern „einzig die Frage, wie er zu George stand“ (so Thomas Karlauf, freier Autor und kein Germanistik-Professor, in seiner monumentalen, distanziert-kritischen George-Biographie von 2007). Der Kandidat konnte eine so brillante Dichter-Figur wie Karl Wolfskehl, ein sprachgewaltiger Gestalt-Forscher wie Friedrich Gundolf sein, oder ein höchst mittelmäßiger Dichter und schwacher Charakter wie etwa Carl August Klein, Herausgeber der „Blätter für die Kunst“, aber er hatte sich George vom ersten Tag an vollkommen unterzuordnen. Was allein zählte, war „Hingabefähigkeit“. George war der charismatische Mittelpunkt des Kreises, die Freunde nicht viel mehr als Statisten, denen er, an Bedeutung und Wissen weit überlegen, die Plätze zuwies.

So lief die vorgegebene Inszenierung jedesmal ab. Ganz zu Anfang, als er den 17-jährigen Gymnasiasten Hugo von Hofmannsthal vergeblich umwarb, im Winter 1891/92 in Wien, mag das noch etwas anders gewesen sein. Hofmannsthal war der einzige, ihm an Strahlkraft vergleichbare Dichter, den George in seinen Umkreis zu ziehen versuchte und den er, wäre es ihm gelungen, wohl auch nicht so von oben herab hätte behandeln können. Hofmannsthal sah das anders, er fürchtete Georges Nähe. In seinem Gedicht „Der Prophet“ wird das am Ende überdeutlich:

„[...] Er aber ist nicht wie er immer war,
 Sein Auge bannt und fremd ist Stirn und Haar.
 Von seinen Worten, den unscheinbar leisen
 Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen
 Er macht die leere Luft beengend kreisen
 Und er kann tödten, ohne zu berühren.“

3

In seinem brillant geschriebenen Buch „Kreis ohne Meister“ von 2009 berichtet Ulrich Raulff, „wie irgendwann der Glaube an die magische Kraft der Dichter aus der

Welt verschwunden ist.“ Spätestens 1968, zu Georges 100. Geburtstag, just im Jahr der Studentenrevolte, sei der Anspruch des Dichters auf das letzte Wort angesichts der Erfahrung von Krieg, Judenmord und Vertreibung „restlos kassiert“ worden. In diesem „Schicksalsjahr“ sei das Nachleben Stefan Georges praktisch an sein Ende gekommen, sein strenges Werk weitgehend verdunkelt und er selbst „zum Fall für die Soziologen“ geworden. Allerdings, schränkt Raulff ein wenig ein, sei „die Zeit noch nicht gekommen, dem gespenstischen Wanderer den zweiten Totenschein auszustellen.“ Und heute, erstaunliche fünfzig Jahre später?

Immerhin erfuhr damals die von Georges Geist beflügelte Zeitschrift „Castrum Peregrini“, gegründet und geleitet von dem aus Heidelberg stammenden, illegitimen „Nachkommen“ Wolfgang Frommel im Amsterdamer „Exil“, noch immer eine gewisse Zustimmung und Akzeptanz, auch international (erst 2008 wurde sie eingestellt). Inzwischen haben die George-kritischen Bücher von Karlauf und Raulff eine breite öffentliche Diskussion über den großen „Unzeitgemäßen“ und seine verführerische Macht angestoßen. Sie haben ein Licht in einige dieser muffigen Homo-Sekten und vergreisten Geheimbünde geworfen und dadurch auch zu deren spätem Verlöschen beigetragen. Das betrifft nicht oder allenfalls am Rand die widerständige Dichtung Georges, deren Überlebens-Chancen, fünfzig Jahre nach 1968, gar nicht so schlecht stehen.

4

Am 23. April 1967 hielt Theodor W. Adorno im Deutschlandfunk einen Vortrag über Stefan George, wobei er dessen bevorstehenden 100. Geburtstag im Blick hatte. Was ist geblieben, was nicht? fragt er. Das Werk des Meisters sei, konstatiert Adorno, nicht nur aus dem öffentlichen, sondern auch aus dem literarischen Bewusstsein „in weitestem Maß verdrängt“ worden. „Bedeutende Repräsentanten der jüngeren Generation“ (wer ist konkret gemeint?) empfänden „so heftigen Widerwillen dagegen, dass sie es gar nicht erst an sich heranlassen.“ Wo George „zum Preis von Führertum“ sich erniedrige, sei er „in Schuld verstrickt und nicht wieder zu erwecken.“

Auch sonst lässt Adorno zunächst kein gutes Haar an George. (Analog gefiel es den Autoren der legendären „Streit-Zeit-Schrift“ vom September 1968, Ernst Jünger einhellig niederzumachen.) George habe kaum ein schlackenloses Gedicht hinterlassen. Sein „gewalttätiger Wille“ reiche bis in die rein lyrisch intendierten Gebilde hinein. Peinlich sei sein sich selbst setzender Aristokratismus, die angemaßte Würde. Unerträglich seien manche Verse, die solchen aus Stammbüchern fatal ähnelten; und er zitiert die berühmten Zeilen aus dem letzten Gedicht des „Neuen Reichs“:

„Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht
Du blühend reis vom edlen stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht“

Sie sind entstanden unter dem George tief deprimierenden Eindruck des Doppelselbstmords der Jünger Bernhard von Uxkull und Adalbert Cohrs im Juli 1918 – für

den George-Verehrer Edgar Salin sind es dagegen „beschwingte, frühlingshafte Verse“. Gelten lässt Adorno nur ein paar stille Gedichte aus dem Frühwerk, besonders aus dem „Jahr der Seele“, in denen „die Sprache selber“ aus George rede: „Seht was mit trostgebärde / Der mond euch rät: / Tretet weg vom herde. / Es ist worden spät.“

Gelobt wird Randständiges, bedeutsame Nebenwerke wie Georges Dante-Übertragungen, vor allem die der Gedichte Baudelaires, die von ebenso strenger wie inspirierter Arbeit an der Sprache zeugen. Beachtung findet auch der Kurzprosaband „Tage und Taten“, der eine Reihe von „Träumen finstersten Wesens“ festhalte.

Rund fünfzig Jahre später scheint sich der Wind der Geschichte gedreht, scheinen Adorno wie Raulff sich getäuscht zu haben. Georges Werk wird nun – so mein Eindruck – von der Literaturwissenschaft wie von der Literaturkritik überwiegend positiv gesehen, zum Teil sogar gefeiert; kaum ein böses Wort ist zu hören. Auch die meisten Lyriker der Gegenwart haben ihren Frieden mit dem Meister geschlossen. Oder aber sie haben ihn schon immer hoch geschätzt, wie etwa Thomas Kling, Norbert Hummelt und Marcel Beyer. Diese Neutöner preisen seine Sprachdichte und Formkraft in Versen und Essays, allen voran der 1957 in Georges Heimatstadt Bingen geborene Sprach-Installateur Thomas Kling. Auch Norbert Hummelt und der Weimarer Lyriker Wulf Kirsten beschwören die Aktualität des Dichters Stefan George. In dem ihm gewidmeten Heft der Zeitschrift „Text+Kritik“ (2005) schildert Marcel Beyer eindringlich das besondere Verhältnis Georges zu den drei Brüdern Stauffenberg, das 1923 begann, zu einem Zeitpunkt, an dem der Meister schon keine Gedichte mehr schrieb. Im Kreis begegnete man den Grafen mit Bewunderung, als wären sie tatsächlich Nachkommen des großen Stauferkaisers Friedrich II. Alle drei werden George bis zu seinem Tod in Minusio im Dezember 1933 begleiten.

5

Stefan George war nicht nur der raunende Priesterdichter der „Zeitgedichte“ des „Siebenten Rings“, der Heilsbotschaften des „Neuen Reichs“ und der pathetischen Verse um den zum Mythos erhöhten Maximin, von dem es heißt: „Dem bist du kind, dem freund. / Ich seh in dir den Gott / Den schauernd ich erkannt / Dem meine andacht gilt.“ Seine schönsten Gedichte sind indes ruhige, schlichte Lieder, die nichts belegen und keinen belehren wollen, die nur aus Sprache und Rhythmus bestehen. Ich zitiere ein Lied aus dem „Siebenten Ring“, das ich, seit ich es kenne, leichthin mit Heidelberg und dem Schlossberg verbinde. Im getragenen trochäischen Metrum hält es die Erinnerung an einen Abschied fest, der sich im Rückblick wiederholt, eine Trennung zweier Freunde oder ein Gedenken an die Beziehung Georges zu Ida Coblenz, die sich in anhaltender Trauer bestätigt.

„Fenster wo ich einst mit dir
Abends in die landschaft sah
Sind nun hell mit fremdem licht.

Pfad noch läuft vom tor wo du
Standest ohne umzuschau
Dann ins tal hinunterbogst.

Bei der kehr warf nochmals auf
Mond dein bleiches angesicht ..
Doch es war zu spät zum ruf.

Dunkel – schweigen – starre luft
Sinkt wie damals um das haus.
Alle freude nahmst du mit.“

Auch Georges langjähriger Lieblingsjünger, sein Johannes gleichsam, der ihm 1899 von Wolfskehl zugeführt wurde, der später vor allem bei Frauen so beliebte Heidelberger Literarhistoriker Friedrich Gundelfinger, vom Meister in Gundolf (Koseform: „Gundel“ oder auch „Kind“) umgetauft, hat – wie fast alle Anhänger Georges – Gedichte geschrieben; und zwar gar nicht so selten, jedoch zu wenig radikal, befand der Meister, der die Lehrtätigkeit seiner Jünger an den Universitäten mit Misstrauen verfolgte. „Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft“, äußerte er 1920 bei einem Spaziergang mit Gundolf und Edgar Salin. Und ähnlich schrieb er in einer Tafel „An Gundolf“: „Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen / Wenn selber du ein wort erfinden kannst dass einst es heisse: / Auf kurzem pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen! / Ist das nicht licht und lösung über allem fleisse?“ Gegen den Gelehrten ruft der Meister hier den Dichter auf.

1930, acht Jahre nach der Trennung von George, die für beide eine Tragödie war, nur ein Jahr vor seinem frühen Tod (just an des Meisters Geburtstag), veröffentlichte Gundolf in Georges Berliner Verlag Georg Bondi einen Band recht planlos ausgewählter „Gedichte“. Deren vorletztes, ebenso in vierhebigen Trochäen verfasst wie das oben zitierte Abschiedsgedicht Georges, spricht die schmerzhafteste Trennung und indirekt auch den Trennungsgrund an: die vom Meister untersagte eheliche Verbindung mit der Studentin Elisabeth Salomon („bis ein Stärkerer mich entschränkt“), die sich seit 1914 in Gundolfs Umfeld bewegte und bei Alfred Weber promovierte. Der erboste George nannte sie eine „Hure“, obwohl er anfangs von ihr angetan schien; 1918 besuchte er sie sogar im Sanatorium, gab ihr Ratschläge für ihre Doktorarbeit. Vielleicht war es für Gundolf ja auch eine Art Befreiung, nunmehr so ganz ohne meisterliche Kontrolle, „ohne stab, geleis und strang“ zu leben ... Attraktive junge Frauen hatten jedenfalls in Georges Staat nichts verloren.

„Meine Jugend war gelenkt
Dumpf, dann willig von dem Meister
Bis ein Stärkerer mich entschränkt:
Wahrer schreit ich, als verwaister,
Ohne stab, geleis und strang
Wissend nur noch Gott und Liebe
Durch das schütternde geschiebe
Den vom Tod gewiesnen gang.“

6

Als Schüler, Mitte der 1950er Jahre, stieg ich an warmen Sommerabenden den mit Efeu dicht bewachsenen Schlossberg hinauf, um als Statist bei den Schlossfestspielen mitzuwirken. Ein paar Jahre später kehrte ich auf meinen Streifzügen im Haus

Schlossberg 49 ein, vormalig Bäckerei und „Künstlerpension Neuer“, und saß der für mich damals uralten Julia Neuer gegenüber (sie war höchstens 70), die unverheiratet inmitten ihrer Bücher und Erinnerungen lebte, mit Werken von Goethe, George, Gundolf, Jacob Burckhardt, Max Kommerell und Norbert von Hellingrath, persönliche Widmungsexemplare darunter. Oft sprach Julia von ihrem Geliebten, einem italienischen Pensionsgast und Kunsthistoriker namens Patti, der sie sitzen gelassen hatte. An diesem sehr romantischen Ort, in den hohen hellen Räumen, mit Blicken zum Neckar, zum Heiligenberg und zum Schloss hinüber, erfuhr ich meine Initiation in die Geisteswelt der Literatur. Hier lag mein erstes deutsches Seminar, die Quelle all meiner späteren Heidelberg gewidmeten Buch-Projekte.

Den beiden Fremdenbüchern der Pension Neuer, die im Jahr 1878 einsetzen, lässt sich entnehmen, dass in den Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg fast zur Hälfte reiche Ausländer abstiegen, Amerikaner, schottische Lords, vornehme Russen und Balten, oft mit Familie, Dienern und Hausrat. Studenten blieben häufig semestertlang wohnen. Von einer „Künstlerpension“ kann man allenfalls zwischen 1910 und 1915 sprechen, bedingt durch die oft gleichzeitige Anwesenheit von Friedrich Gundolf und Stefan George. Sie bezogen direkt nebeneinander liegende Zimmer, manchmal, wenn das Haus voll war, auch denselben Raum. In der Folge stieg fast der ganze Freundeskreis Georges bei Neuers ab, so Friedrich Wolters, Ernst Kantorowicz, Norbert von Hellingrath, Max Kommerell und Walter Anton (im selben Zimmer), Ludwig Thormaehlen, Robert und Erich Boehringer, Berthold Graf Stauffenberg, Arthur Salz, Ernst Gundelfinger (Gundolfs jüngerer Bruder aus Darmstadt), Kurt Hildebrandt, Helmut von den Steinen und – einer der stillsten und einflussreichsten – der Kammergerichtsrat Ernst Morwitz, der einmal der „Nächste Liebste“ gewesen war. Im Mai 1922, just zur Zeit der Trennung Gundolfs von George, die sich in unmittelbarer Nähe (Schlossberg 55) ereignete, wohnte hier Dr. phil. Elisabeth Salomon, die umstrittene Geliebte.

7

Am 25. November 1926 erschien in der „Frankfurter Zeitung“ eine Glosse mit dem Titel „Das Fremdenbuch“. Es sei „alt und braunfleckig“, schreibt der Autor, der sich hinter den Initialen „P. L.“ verbirgt, obwohl das Buch (gemeint kann hier nur der jüngere zweite Band sein) doch erst 16 Jahre in Gebrauch war. Wenn er es heute, mehr als 90 Jahre später, sehen könnte! P. L. befindet sich also in einem „würdigen“ Haus „auf dem Berg der kleinen Universitätsstadt am Neckar“ – mehr will er nicht verraten. Er ist der einzige Gast der Pension, er friert im späten Herbstwetter und flüchtet sich mit dem Fremdenbuch ins Bett, wo nach und nach die früheren Gäste vor seinen lesenden Augen erscheinen, hinter jedem Namen die Zimmernummer; es sind „Globetrotter, Ferienpilger, gelehrte Sucher“, aber auch Postbeamte, Krankenschwestern, Offiziere und „Feinde der Arbeit“. Immer häufiger steige, flüchtig hingeworfen, der Name des Dichters in die Zeilen des Buches – ein Name, den P. L. freilich nicht nennt, woraus man schließen könnte, dass Stefan George für die gebildeten Leser der „Frankfurter Zeitung“ auch so erkennbar war. „Hauchdünner Blei skizziert die klangvollen Silben“, heißt es weiter, „ein markanter Strich verwehrt

sich gegen jeden Beruf.“ Selbst im Bett des Glossisten hat der berühmte Dichter schon geschlafen, wie ihm die Zimmernummer verrät. Zum Schluss zitiert er, wiederum anonym, zwei Verse aus einem damals wohl allseits bekannten Herbstgedicht Georges (aus dem Band „Das Jahr der Seele“): „Und blicken nur und horchen wenn in pausen / Die reifen früchte an den boden klopfen.“

Da P. L. erwähnt, dass er sich selbst, bevor er ins wärmende Bett kroch, im Fremdenbuch verewigt hat, konnte ich ihn dort unterm November 1926 als Dr. Paul Laven leicht ausfindig machen. Und Wikipedia hatte, zu meinem Erstaunen, die weiterführenden Informationen parat: Geboren 1902, promoviert bereits 1924, war Laven später ein Pionier der frei gesprochenen Sportreportage und beim Publikum äußerst beliebt. Vor allem von den Olympischen Spielen 1936 berichtete er mit viel nationalem Pathos. Nach 1945 wurde er beim Rundfunk nicht mehr beschäftigt, wogegen er vergeblich klagte, und schrieb fortan Sportfeuilletons und Sportbücher. Dass er ein Könnler im Beherrschen kleinerer Formen war, belegt seine George-Glosse.

8

Bald nach dem Ende des zweiten Weltkriegs ist es Edgar Salin, Ökonomieprofessor in Basel, der mit seinem Erinnerungsband „Um Stefan George“ allen ehemaligen Kreismitgliedern (Boehringer, Thormaehlen, Hildebrandt, Morwitz) zuvorkommt. Das Buch erscheint 1948, eine zweite, erweiterte Auflage 1954. Es ist gleichsam auf den Knien geschrieben, in einem hohen, dauer-begeisterten, aber auch eleganten Ton. Wie weit er damit kaschieren wollte, „nie wirklich zum engsten Kreis gehört zu haben“, wie ihm Ulrich Raulff unterstellt, muss offen bleiben. Zwischen 1913 und 1921 bestand jedenfalls reger Kontakt. Nicht nur ließ der Meister Salin öfter zu sich kommen, er lud sich auch selbst mehrmals bei ihm in der Zähringer Straße 33 zum Mittagessen ein und monierte dabei einen viel zu großen Bücherbesitz. („50 Bücher reichen für einen anständigen Menschen aus. Alles andere ist Bildung.“) Man diskutierte über Dante, über Platon (Salins Habilitationsthema). Ebenfalls 1919 besuchte Salin den seit Jahren nierenkranken Meister mehrmals in der Krehl-Klinik. Bei dieser Gelegenheit erhielt er die höchst unangenehme Aufgabe, den Heidelberger Kreis zusammenzuhalten. Er sollte Percy Gotheins homosexuelle Eskapaden verhindern oder wenigstens begrenzen, vor allem sollte er den immer noch ersten Jünger Gundolf von seinen Eheplänen abbringen. Als ihm beides misslang, ließ George ihn 1921 wie manch anderen als Versager fallen. Schon zum Pfingsttreffen 1919 war er nicht eingeladen worden. Man könnte sagen, George hat ihn benutzt und dann weggeworfen, was Salin selbst freilich völlig anders gesehen hat.

Für jeden, der sich speziell für George und seinen Kreis in Heidelberg interessiert, ist Salins Buch eine Fundgrube. Als ich es vor Jahrzehnten zum ersten Mal las, war ich sofort einbezogen in die Frühlingsatmosphäre dieser „Stadt des Geistes“, die es so vermutlich nie gegeben hat. Bereits die Eingangsszene auf der Hauptstraße ist gesehen mit den Augen eines begeisterten Studenten des Jahres 1913, der einen Spaziergänger mit dünner gelber Seidenjacke und großem Hut ausgemacht hat, der federnden Schritts die träge Menge durchteilt, bevor er in die Märzgasse

einbiegt. „War es ein Gott?“, fragt sich der verwirrte Beobachter, bevor ihn „ein Strahl dieser Augen“ trifft und die Ahnung in ihm aufsteigt: „War es ein Mensch, – dann Stefan George.“

Dass Salin die Dramaturgie des Auftritts virtuos beherrscht, zeigt die im Buch folgende Szene auf besondere Weise: Salin und seine Freunde Wolfgang Heyer und Norbert von Hellingrath sind von ihrem Lehrer Gundolf zu einer bestimmten Zeit auf den Schlossberg bestellt worden, in die Pension Neuer, Gundolfs damalige Wohnung. Ihr Erzieher wirkt stiller als gewöhnlich, nervös und abwesend, als plötzlich von draußen eine Stimme hereindringt: „Gundel! Gundel!“ Die Adepten spüren ein Flüstern, einen Windhauch im Rücken wie von einer sich öffnenden und wieder schließenden Tür. Sie wenden sich um, „sehr furchtsam: Vor uns stand Stefan George.“ Der beginnt umgehend, sie zu examinieren, prüft Bildung und Wissen der Studenten und weiß natürlich alles besser. Die jungen Leute sind eingeschüchtert, erst recht als der Dichter von ihnen verlangt, George-Gedichte vorzutragen. „Wir zitterten vor Angst“, bekennt Salin. Und natürlich missglückt das Lesen „völlig“. George erteilt noch „mit gütiger Stimme“ Ratschläge für künftige Übungen – „Haben Sie schon auf der Höhe des Königstuhls Gedichte gesprochen?“ –, „bis er uns wieder zu sich kommen lasse.“

Nicht nur von heute aus gesehen: ein extrem inhumaner Vorgang. Drei von Gundolf angeworbene Jünglinge, die sich dem Meister in Verehrung zuneigen, werden von ihm erst mal erniedrigt zu „Prüflingen“, zu Kandidaten mit dem „Armesünder-Gesicht“, sie werden klein gemacht, müssen sich sofort an die Verhältnisse in Georges „Staat“ anpassen, eigene Interessen zurückstellen und dienen lernen. Jeder kleine Fehler, der ihnen unterläuft, wird hart geahndet, doch sie nehmen alles ohne Widerspruch in Kauf, oft über viele Jahre hin, und finden sich am Ende dann doch vor die Tür gesetzt, weil es den Meister nach immer Jüngeren verlangt. Selbst ein Experte wie Hellingrath, der Entdecker und Editor der Hymnen Hölderlins, muss sich wie ein Schulbub für die „sklavische Beibehaltung von Hölderlins Schreibweise“ tadeln lassen.

9

Spätestens seit November 1915 wohnte Friedrich Gundolf in der Pension Friedau in der Gaisbergstraße 16a („meine neue Adresse“), die im Besitz von Klara Bezner war. Auch sein Bruder Ernst zog hier ein, 1914/15 der stark introvertierte Platonforscher Josef Liegle und selbstverständlich Stefan George bei seinen zahlreichen Heidelberg-Aufenthalten. Für den erkrankten Dichter verfügte die Pension Friedau im Vergleich zur Pension Neuer über unbestreitbare Vorteile: Sie lag in der Weststadt und nicht auf dem steilen Schlossberg, in unmittelbarer Nähe sowohl des alten Bahnhofs als auch der privaten Arztpraxen und öffentlichen Kliniken, auf deren Hilfe George in zunehmendem Maß angewiesen war. Ein schmerzhaftes urologisches Leiden setzte ihm über Jahre hin heftig zu (die Rede ist von „Nierenschädigung“, „Entzündung der Harnwege“, „Blasensteinen“). George sei, heißt es 1918 aus Medizinerkreisen, „nach dem somatischen Befund ein steinalter Mensch.“ Dabei war er gerade 50.

„Die Pension Friedau war wenigstens für zehn Jahre ein George-Ort“, konstatiert Hans-Martin Mumm im „Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Heidelberg“ von 2011. Im August 1915 wohnten sensationellerweise Stefan George und Max Weber, der zu Hause gerade „unversorgt“ war, für ein paar Tage und Nächte gleichsam Tür an Tür bei Frau Bezner. Wie begegneten sie einander auf dem Weg zum Badezimmer? Ob sie die sich überraschend bietende Gelegenheit zu kontroversen Frühstücksgesprächen nutzten, ist nicht bekannt. Trotz aller politischen und weltanschaulichen Differenzen trafen sich da zwei Charismatiker mit asketischer Grundhaltung, wozu die bescheidene Pension als Kulisse gut passte.



Gaisbergstraße 16 a; die heute vermauerte Ecktür führte damals sicherlich in den Speiseraum der Pension Friedau von Klara Bezner. (Foto: Ildiko Mumm)

George nannte sie scherzend „Salinianum“: Edgar Salin hatte hier als Student zwischen 1912 und 1914 mit seinen Freunden Wolfgang Heyer und Norbert von Hellingrath gehaust. Friedrich Burschell, der Jugendfreund Ernst Blochs aus Ludwigshafen, aß in der Pension im Wintersemester 1913/14 regelmäßig zu Mittag, „zusammen mit ein paar Bekannten, die alle der Schule Georges nahe standen.“ Der mit Burschell befreundete expressionistische Lyriker Ernst Blass (sein vielbeachteter Gedichtband „Die Straßen komme ich entlang geweht“ erschien 1912 in Heidelberg bei Richard Weißbach) dürfte auch dabei gewesen sein. Er kam 1913 aus Berlin, neigte in Heidelberg aber dem Meister zu und verfasste die Schrift „Über den Stil Stefan Georges“. Dadurch verloren seine Verse etwas an Charme und Ironie und gerieten fast klassizistisch.

Auch ein junger Rheinländer tauchte um 1912 in der Pension Friedau auf, ein auffallend hübscher Dichter-Jüngling, der alle, nicht zuletzt den Meister, für sich einzunehmen wusste, bis man zu ahnen begann, dass er ein Aufschneider, Hochstapler und Lügner sein könnte. Er zeigte ein Exemplar von „Das Jahr der Seele“ vor mit einer handschriftlichen Widmung des Dichters: „heil dem kommenden / für f. s.“ (also Friedrich Sieburg) stand da zu lesen. Die akademische Gesellschaft, besonders die Damen umschmeichelten ihn, auch Gundolf, dessen Vorlesungen er be-

suchte, nahm sich seiner an, bis sich herausstellte, dass die Widmung gefälscht war. Damit war der junge Herr Sieburg in Heidelberg erledigt ... und hat doch später eine brillante publizistische Karriere hingelegt, etwa mit seinem erfolgreichsten Buch „Gott in Frankreich“ von 1929 sowie als Feuilletonist und konservativer Geist in der FAZ seit 1956. In den Erinnerungsbüchern von Salin und Burschell wird sein Name verschwiegen, als wollte man sich mit dem Mächtigen lieber nicht anlegen.

10

Im Januar 1919 schrieb Gundolf an George, er habe gerade seine zukünftige Wohnung angesehen: „Es sind in dem Palazzo unmittelbar neben dem Schloss zwei getrennte Zimmer, gross und hell und gut heizbar ... das übrige Stockwerk unbewohnt ... ein großer marmorner Vorplatz mit Oberlicht und eine grosse Terrasse in den Garten, sehr italienisch ... Es kommt für dich in Betracht wie nichts andres.“ Bereits zu Pfingsten versammelte George „die wichtigsten der Getreuen“ seines Dichterstaats, die den Krieg überlebt hatten, in der so gepriesenen Villa Lobstein. Nicht zufällig waren „zwölf“ Jünger geladen, auch der Zeitpunkt ‚Pfingsten‘ war mit Bedacht gewählt. Drei Tage lang traf man zu Spaziergängen, Gesprächen und Gedicht-Lesungen im großen Saal zusammen. Einer der wechselnden Lieblingsjünger, der aus einer Heidelberger Professorenfamilie stammende Percy Gothein, schwärmte später von einem „Seelenfest“ in einem Sakralraum: „Lächelnd empfing mich der Dichter und nahm mich beim arme. Er leitete mich aus dem gemache durch die halle auf einen altan hinaus, durch dessen säulen man hinüber zum garten des schlosses und hinab auf die stadt und den fluss im tale sah.“ Eine beinahe ideale Kulisse.

Steht man vor dem Palazzo, hat man sich links vom Eingang im Hochparterre über dem Stand mit den Andenken Gundolfs Zimmer vorzustellen (es ist heute eine Toilette); auf der rechten Seite befindet sich, schräg über der Eisbude, ein ähnlicher Raum, der George zur Verfügung stand. Oft habe der Meister, so Edgar Salin, stundenlang unbeweglich am Fenster verharrt, damit beschäftigt, „Ausschau zu halten, ob unter der vorbeiflutenden Jugend Einer zu sichten sei, dessen Haltung, dessen Gang, dessen Auge ihn des Kreises der Freunde würdig erscheinen ließe.“

Beim Pfingstfest waren dann die Blicke aller auf die jüngsten „sehr Süßen“, auf die Novizen Erich Boehring, Woldemar von Uxkull und Percy Gothein gerichtet, während reifere Gefährten wie Edgar Salin, der ein Leben lang am Mythos Georges gearbeitet hat, nicht zugelassen waren. Auch Ernst Robert Curtius, Arthur Salz, Ernst Bertram, Josef Liegle, Kurt Hildebrandt und andere fehlten. Man wetteiferte um Georges Gunst: wer ist der Schönste, und damit verbunden auch der Klügste, der Stärkste? Gefeierte wurde, so Karlauf, „die permanente Erneuerung des Kreises aus sich selbst.“ Percy war George bereits 1910 als 14jähriger auf der Neuenheimer Brücke aufgefallen, ein blonder Jüngling mit „Titanenkopf“ (Salin), dem er bis in die Weberstraße nachlief, um den Namen zu erfahren. Die Eltern wurden von Gundolf kontaktiert und reagierten geschmeichelt, wie üblich wurde ein Fototermin vereinbart.

Seltsamerweise hat Percys Mutter, Marie Luise Gothein, eine erfahrene, hoch gebildete Frau und ehrgeizige Autorin, die um Georges sexuelle Orientierung (und vermutlich auch um die ihres jüngsten Sohnes) wusste, Percy dem Meister zur Er-

ziehung überlassen, ein Prozess, der letztlich tragisch endete, da Percy in seinem Drang, immer neue Jünglinge anzuwerben, indiskret vorging und nicht zu bremsen war. Überzeugt, dass Georges Charisma auch in ihm wirksam sei, baggerte er etwa im Wintersemester 1918/19 in München den jungen Karl Löwith an, der Jahrzehnte später in Heidelberg Philosophie lehren sollte. Als er ihn küssen wollte, trat Löwiths Mutter dazwischen.

Ein Jahr später fiel Percy auf der Neuenheimer Brücke ein hoch aufgeschossener blonder Jüngling auf. Er fand heraus, dass es sich um einen Heinz Zimmermann handelte, ein Schüler offensichtlich, der am Abend auf dem Werderplatz mit einer Jugendgruppe Reigentänze aufführte. George nahm den Schönen selbst in Augenschein und war sofort entflammt, wie das späte, virtuos gereimte Gedicht „Der Tänzer“ (ich zitiere die zweite Strophe) bestätigt:

„Wie leicht sein fuss sich dreht und schnellt und säumt
Wie beugt die hüfte sich gewandt und sacht!
Im dunkel zittert seines haares schimmer
Er ist der leuchtstern mitten im geflimmer
Er ist die ganze jugend wie sie träumt
Er ist die ganze jugend wie sie lacht.“

Doch Heinz zeigte kein Interesse am Meister und wünschte ihm nicht vorgestellt zu werden. Der wiederum zürnte dem „tumben Bär“ Percy und verpasste ihm den „inner-staatlichen“ Namen Peter. Spätestens 1923 wurde er ausgemustert. Auf seinem Motorrad ratterte er weiterhin Universitäten und Schullandheime ab. George will ihn nicht mehr sehen. Dass er Wolfgang Frommel 1923 in die Villa Elisabeth über dem Schlosspark geführt haben soll, wo George nun bei Ernst Kantorowicz wohnte, darf als Legende bezeichnet werden. Doch Frommel brauchte eine solche Initiation, und sei sie erfunden, einen meisterlichen „Auftrag“, um seinen eigenen häretischen Kreis, das Castrum Peregrini zu legitimieren.

Der so heftig wie vergeblich umworbene Heinz Zimmermann sei unzertrennlich von einem „schwarzen Freund“, berichtet Salin, George zitierend, der also schon Bescheid wusste. Der Schwarze bilde sich viel auf seine Bedeutung ein; er erwarte, von ihm angesprochen zu werden – „er kann lange warten.“ Der Name des Schwarzen wird in fast allen Erinnerungsschriften des Kreises verschwiegen wie der einer lästigen Randfigur. Es handelte sich um den 1902 geborenen Hermann Speer, den älteren Bruder von Adolf Hitlers Lieblingsarchitekt und Rüstungsminister Albert Speer. Doch auch Hermann Speer erfuhr noch das Glück, im März 1921 in die Villa Lobstein hereingerufen zu werden, wo er insgesamt sechs Tage zugebracht haben will und – so heißt es in einem Gutachten der Psychiatrischen Klinik – „von George sexuell ausgepresst“ wurde. Danach hat ihn der Meister nie wieder zu sich gerufen, was für Speer lebenslang eine tiefe Kränkung darstellte. Dennoch hat er ihm weiter Gedichte geschickt und fühlte sich seelisch wie geistig mit ihm verbunden.

Um 1968 sprach mich eben dieser Hermann Speer, ein seriöser älterer Herr nun, nach einem Teach-in im Hörsaal 13 an und lud mich zu einem Kaffee ein. Er erzählte mir vom „Höhe- und Wendepunkt“ seines Lebens, der ihn traf, als ihn in seiner Jugend Stefan George anlockte. Und er verglich die damalige Jugendbewegung mit unserer antiautoritären Rebellion. Beide seien eng mit einander verwandt,

das müsse ich bitte begreifen. Zwischen den zornigen Studenten von 1968, die die spießigen Regeln des akademischen Diskurses zerbrechen, und dem Dichterkreis sowie anderen Jugendbünden bestünde eine unterschwellige Beziehung: „George sei ein Pate jeder Revolte.“ Speer hat mir damals auch zwei, drei Briefe in Georgeschrift geschickt, die ich bedauerlicherweise nicht mehr finde.

11

Georges Werk lässt keinen wahren Leser kalt. Es geht uns noch immer etwas an; seine oft grellen Bilder sind weiterhin Teil unseres Lebens und unserer Träume. Im Unterschied zu den inzwischen als „klassisch“ empfundenen Gedichten Rilkes oder Hofmannsthals provozieren die Georges durch Form wie Gehalt noch immer zu widersprüchlichen Reaktionen und Bekenntnissen. Man muss nur auf das große, den Krieg rückhaltlos abweisende Gedicht „Der Krieg“ (1917) hinweisen: „Zu jubeln ziemt nicht: kein triumph wird sein / Nur viele untergänge ohne würde.“ Der junge Walter Benjamin gesteht 1921 auf eine Umfrage der „Literarischen Welt“ hin, dem Meister ab und zu aufgelauert zu haben, nur um diesen fremden Geist aus der Nähe zu sehen: „Stunden waren mir nicht zu viel, im Schlosspark zu Heidelberg, lesend, auf einer Bank, den Augenblick zu erwarten, da er vorbeikommen sollte. Eines Tages kam er langsam daher und sprach zu einem jüngeren Begleiter. Auch habe ich ihn dann und wann im Hof des Schlosses auf einer Bank sitzen gefunden. Doch das war alles zu einer Zeit, da die entscheidende Erschütterung seines Werkes mich längst erreicht hatte.“ Und Benjamin fährt in hohem, poetischem Ton fort: „Wenn es das Vorrecht und das unnennbare Glück der Jugend ist, in Versen sich legitimieren, streitend und liebend sich auf Verse berufen zu dürfen, so verdanken wir, dass wir dieses erfuhren, den drei Büchern Georges, deren Herzstück ‚Das Jahr der Seele‘ ist. Diese Gedichte aber vergleiche ich im Massiv des Deutschtums jenen Spalten, die nach der Sage nur alle tausend Jahre sich auf tun und einen Blick in das innere Gold des Berges gewähren.“

Benjamin hat übrigens auch an der in Heidelberg zwischen 1914 und 1921 von Ernst Blass herausgegebenen Zeitschrift „Die Argonauten“ mitgearbeitet. 1923 übertrug er für deren Verleger Richard Weißbach den zweiten Teil von Baudelaires „Les Fleurs du Mal“ ins Deutsche und versah das Buch mit einem Vorwort über „Die Aufgabe des Übersetzers“. Schon 1922 hielt er in Marianne Webers Kreis einen Vortrag über Lyrik, der auf völliges Unverständnis stieß.

Auch der junge Ernst Bloch fühlte sich in seinen Heidelberger Jahren (um 1912) mit George geistig verbunden, ebenso der junge Georg Lukács. Er fand in dessen Gedichten sein eigenes melancholisches Lebensgefühl ausgedrückt und äußerte sich „brüderlich begeistert“ (so Klaus Siblewski in „Text+Kritik“). In den 1950er Jahren tauschte Lukács dann sein Vokabular trivial-marxistisch aus und sah in George nur noch einen „Wegbereiter der Nazis“. Benjamins spätere Distanzierung geriet ungleich subtiler.

12

In der vornehmen Heidelberger Dantestraße errichtete der Architekt Franz Sales Kuhn 1909 ein herrschaftliches Anwesen mit Wohn- und Praxisräumen für den Direktor der Hautklinik Siegfried Bettmann, einen getauften Juden. Sämtliche Klinikchefs unterhielten nebenher solche Privatpraxen in ihren Palazzi. Bettmanns Sohn, der national gesinnte Gerichtsassessor Hans Walter Bettmann, der sich zu Stefan George bekannte, hat sich am 1. April 1933, dem Tag seiner Entlassung aus dem Justizdienst und einer Attacke auf die Praxisräume seines Vaters erschossen – eine Tat, die europaweit Aufsehen erregte. In einem Abschiedsbrief bedauerte der 27-jährige Assessor, dass er nun sein Leben nicht mehr dem deutschen Staat widmen dürfe und es deshalb nicht fortsetzen könne.

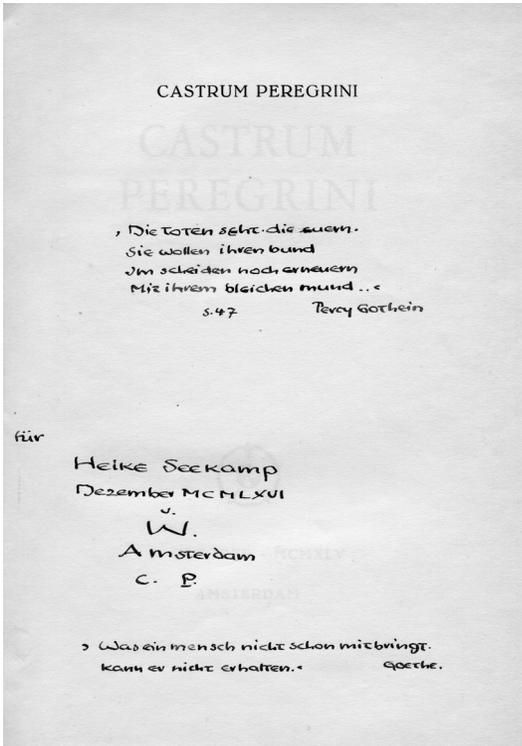
Laut Karlauf hatte ihn Friedrich Wolters in Kiel bei George eingeführt. Er sei auch den Freunden in Heidelberg um Friedrich Gundolf „besonders lieb geworden“ und habe an all ihren kulturellen Aktivitäten teilgenommen, weiß Salin zu berichten und nennt „die Eros-Feier des Symposions, das wir gemeinsam griechisch lasen.“ Zu Georges „deutschen Folgern“ gehörig, habe es Bettmann nicht ertragen, verfehmt zu werden. Viele national-konservativ eingestellte Juden, die sich über eine Anbindung an den George-Kreis Assimilation erhofften, sahen sich so getäuscht.

13

Um 1980 entdeckte ich für mich das 1951 gegründete Castrum Peregrini als literarisches Projekt und Leitbild. Diese „Fluchtburg des Pilgers“ war der geschlossene Kreis der Eingeweihten, die Runde der nahen Freunde, eine Verbindung von Dichten und Leben, von Literatur und Erfahrung – gerichtet gegen den trivialen und opportunistischen Zeitgeist, der mich allseits umgab. Das Inbild dieser konservativen, man könnte auch sagen Stifter'schen Utopie hat mich lange fasziniert. Es funktionierte auch ganz unabhängig vom George-Kreis und hat mich beispielsweise zu meinem Landroman „Schoppe“ (1989) inspiriert, worin sich einige Künstler und Wissenschaftler, enttäuscht von der gesellschaftlichen Entwicklung, in ein altes Herrenhaus auf dem Land zurückgezogen haben. Sie diskutieren, lesen einander Gedichte vor, bewahren die überlieferten Dinge und bestellen den Garten.

Dabei bin ich wohl zum ersten Mal auf Percy Gothein gestoßen, den fabelhaft aussehenden Jüngling aus Heidelberg mit dem griechischen Profil, der eine Zeit lang Georges Liebster war, dann aber als „Problemkind“ unerbittlich fallen gelassen wurde: „Wer seines reichums unwert ihn nicht nutzt / Muss weinen: nicht wer arm ist wer verlor.“ Er wurde zum Paria des Kreises stilisiert, als ahnungsloser, dummer Peter verspottet und fast eine tragische Figur. Auch sein Ende im KZ Neuengamme muss tragisch genannt werden. Zum Begräbnis des Meisters in Minusio war er nicht zugelassen.

Percy hatte indes in Wolfgang Frommel einen neuen liebsten Freund gefunden, ausgestattet mit der Fähigkeit, eine „Runde“ von jungen Männern um sich zu scharen, eine Gemeinschaft, die „den homosexuellen Bahnen des alten Kreises folgte“ (so Ulrich Raulff). Bei den „wahren“ Erben um Robert Boehring wurde er nur „der



Castrum Peregrini, Amsterdam 1945. Gedenkbuch für die Widerstandskämpfer Percy Gothein, Vincent Weijand und Liselotte von Gandersheim, mit handschriftlicher Widmung Wolfgang Frommels (aus: Ausstellungskatalog, wie Legende zu Abb. S. 101)

Pfaffe“ oder „der Frömmler“ genannt. Doch Frommel, der Guru und „Menschenfischer“, inszenierte sich im Lauf der Jahre in Gestik und Habitus – Fotos belegen es – immer deutlicher als (nicht autorisierter) Nachfolger des Meisters, ein faunistischer Epigone, der Kreis-Geheimnisse kannte und zu bewahren wusste, wo es ihm half. Beide, George wie Frommel, nutzten ihre Macht über sehr junge Menschen bedenkenlos aus, gebrauchten sie und nötigten sie zum Schweigen.

Als ich im Sommer 1983 zum ersten Mal die geweihten Räume des Castrum Peregrini in der Amsterdamer Herengracht 401 betrat, waren meine George betreffenden Kenntnisse bescheiden. Nach einem für diese Zeit ungewöhnlich seriösen Empfang saß ich Manuel Goldschmidt, dem Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift (schwarzes Haar, eleganter dunkler Anzug, blaue Augen),

und seinem Assistenten, dem jungen Thomas Karlauf gegenüber. Wir sprachen über Frommel, der hier im dritten Stock des Hauses einige jüdische Jungen vor den Nazis versteckt hatte, und über den 1943/44 plötzlich auftauchenden Percy Gothein, in dem deutsche Landser einen „verfluchten Christus“ zu erkennen meinten. Zum geheimen Boten des Kreisauer Kreises war er, der ständig Auffallende, der manches auszuapludern pflegte, kaum geeignet.

Gemälde, Plastiken und Fotos von Stefan George und seinen Freunden waren überall im Raum verteilt. Ich konzentrierte mich auf eine Zeichnung des Basler Bildhauers Alexander Zschokke, die eine Kreis-interne Gedichtlesung darstellte. Im Zentrum des Bildes der Meister, alle anderen überragend und als einziger mit individuellen Zügen ausgestattet; an seiner Brust ein Jünger in der Johannes-Position. Als ich die Abendmahl-Assoziation ansprach, gaben sich Goldschmidt und Karlauf erstaunt. George als Christus? Auf so etwas wären sie nie gekommen! Sie wanden sich heftig, was sie auch taten, wenn man sie als „Nachfahren Georges“ bezeichnete. Karlauf machte das ziemlich geschickt, während Goldschmidt leicht abwesend wirkte. Und wie bitte, „schwul“? Etwa Gothein? Und Frommel ein Knabenfänger? Sie

verdrehten die Augen, lächelten vielsagend. Nie gehört! Das kreistypische Schweigegebot breitete sich aus. Aber sie merkten natürlich durch meine unverstellten Fragen, dass ich in ihre Runde nicht passte und auch als Bündnispartner nicht recht taugte und so verloren sie rasch jedes Interesse an mir. Dass sie mir damals ihren schillernden Sektengründer Frommel vorenthielten, nehme ich ihnen bis heute übel.

Und dennoch vermisse ich die erst 2008, lange nach Frommels Tod (1986), eingestellte, immer sorgfältig aufgemachte und redigierte „Exil“-Zeitschrift. Sie war in ihrer Art einmalig auf der Welt: konservativ und zugleich, falls ich mich nicht täusche, immer auch ein wenig am Nicht-Bürgerlichen orientiert. Stets schien die Castum-Leute ein jugendlich-schräger, antiautoritärer Wind zu umwehen.

14

Zwischen etwa 1910 und 1930 war Heidelberg (neben München und Berlin) eine von George und seinem Freundeskreis bevorzugt aufgesuchte Stadt, auch bedingt durch Gundolfs Lehtätigkeit. Noch in den 50er und 60er Jahren konnte man hier Einzelne und sogar kleinere Gruppierungen antreffen, die sich emphatisch auf George und sein Werk beriefen, obwohl sie den Meister höchstens aus der Ferne gesehen hatten. So erinnere ich mich an Artur Sommer, den Nationalökonom und Freund Edgar Salins, der damals in meiner Nähe in der Kleinschmidtstraße 38 allein unterm Dach wohnte, ein Porträt Georges an der Wand, und manchmal eine für George typische Baskenmütze trug. Als Offizier in Berlin hatte er sich um die Rettung von Juden bemüht.

Ich erinnere an Gerhard Frommel, den jüngeren Bruder Wolfgang Frommels, ein heute leider kaum noch aufgeführter Komponist in der Nachfolge des veremten Hans Pfitzner und Kompositionslehrer, der am Werderplatz 10 eine ockerfarbene Villa bewohnte, in der er Kreis-interne Kontakte pflegte und die Verbindung nach Amsterdam nicht abreißen ließ. Seine inzwischen greisen Söhne Melchior und Christoph Luitpold Frommel sind in des Vaters wie des Onkels orthodoxe Fußstapfen getreten und beklagten nach 2007 halblaut „die Bosheiten und Unterstellungen der Herren Raulff und Karlauf.“

Bereits als Schüler, um 1954, lernte ich Peter Lutz Lehmann kennen, einen eleganten, strohblonden Herrn, der zeitweise als Referendar am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium tätig war. Er sprach in wohlgesetzten Wendungen über Poesie und bezeichnete sich gelegentlich als Urenkel Stefan Georges, was wir Schüler nicht recht verstanden. Später wurde er Germanistik-Professor an der Northwestern University im fernen Chicago, doch eigentlich dachte er ständig an Heidelberg, wo er alljährlich den Sommer zubrachte. Über Jahre hin haben wir zusammen im Internationalen Ferienkurs ein Seminar über „die geistige Situation der Zeit“ veranstaltet, in das ich die drängenden Fragen der Gegenwart einbrachte, während Lehmann ständig über die Götter seiner Jugend, George und Jaspers, meditierte.

Eine eindrucksvolle Gestalt war der Keramik-Künstler und Lyriker Silvio Siermann, der jahrzehntelang eine Töpfer-Werkstatt in Handschuhsheim unterhielt, wo er halb öffentlich eigene Verse, aber auch solche Georges vortrug. Er starb 2017 mit über 90 Jahren. Sein Leben – er stammte aus Rumänien – wurde von den

„Freunden Stefan Georges“ im Stil einer Geheimgesellschaft geleitet; an allen Brennpunkten tauchten sie hilfreich auf. Früh lernte er, vermittelt über Gefährten des reisenden Boten Percy Gothein, Georges Gedichte kennen. 1947 traf er auf den Maler Friedrich Kotzenberg (der sich als Künstler Martinotto nannte) und zog wegen ihm 1958 nach Heidelberg – eine Lebensbeziehung. Die Werke Martinottos findet man noch heute in fast allen mit George verbundenen Wohnzimmern und Treppenhäusern. Sie wirken wie ein Erkennungszeichen. Siermanns keramische Gebrauchsgegenstände (Vasen, Schalen und andere Gefäße) verkörpern in Farbe und Form „klassische Schönheit“ und schärfen die Sinne derer, die sie sich leisten können.



Einladungskarte zu einer Ausstellung des Keramikers Silvio Siermann in sein Handschuhheimer Atelier, 2010 (aus Ausstellungskatalog, wie Legende zu Abb. S. 101)

Hinweisen muss ich unbedingt auf den 1921 in Berlin geborenen Andreas Rasp, der das Dritte Reich in London überlebte, wo er sich mit Ernst Gundolf anfreundete und dessen Zeichnungen wie seine Poetenjacke erbt. 1955 kam er nach Heidelberg und hat nahezu 30 Jahre am Englischen Institut unterrichtet. Er zeichnete, malte, schrieb Gedichte und Erzählungen, übersetzte Dylan Thomas für Arnfrid Astels „Lyrische Hefte“ sowie etwa 400 Gedichte von Emily Dickinson. Außerdem widmete er sich fast zwanghaft der Ur- und Frühgeschichte, wobei er die häretische These vertrat, dass der moderne Mensch nicht aus Afrika, sondern aus dem Ostseeraum kam. Veröffentlicht hat Rasp, ähnlich wie Silvio Siermann, sehr spärlich; darunter sind ein paar schöne Heidelberg-Gedichte. Ab und zu erschienen Verse in der Zeitschrift *Castrum Peregrini*, mit deren Herausgebern, vor allem mit dem in England lehrenden Claus Victor Bock, er in Kontakt stand – ein entschieden freier Geist, der 2013 starb.

Zuletzt sei der Dichter und Celan-Forscher Michael Speier genannt, der 1976 in Heidelberg die Literatur-Zeitschrift „Park“ ins Leben rief, die ein Stück weit von George herkam, was damals durchaus nicht in die Zeit passte, doch bis heute ein ermutigendes Beispiel für den Überlebenswillen der Lyrik in poesieferner Zeit darstellt.

Die 2012 leider pleite gegangene Weiss'sche Universitäts-Buchhandlung in der Grabengasse 8 hatte eine lange, wechselhafte Geschichte, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichte. Im Jahr 1900 ging sie an Eduard Faust über, der sie zu einer literarischen Institution in Heidelberg machte. Faust war Anhänger Stefan Georges und hat auch selbst Titel des Kreises verlegt, etwa Friedrich Gundolfs Studie über Andreas Gryphius (1927), seinen Lessing-Vortrag (1929) und seine Vortragssammlung "Dichter und Helden" (1921), auch Schriften anderer Kreis-Autoren, rund 50 Titel – schlichte, oft gelb eingebundene Broschuren.

Im Jahr 1980, als Gerhard Rönick der Buchhandlung Weiss noch einmal literarische Bedeutung verlieh, traf dort der 20-jährige Philologie-Student Frank Schirmmacher auf den alten Zauberer Wolfgang Frommel und das Castrum Peregrini und erkannte in dieser Begegnung, wie manch anderer vor und nach ihm, einen „Wendepunkt seines Lebens“. Seinem ersten Besuch in Amsterdam, wo – wie er annahm – das Geheime Deutschland noch gelebt wurde, gingen begeisterte Briefe, Postkarten und Telegramme voraus, die sich erhalten haben. Beide wirkten „entflammt“, ein leuchtender „Freundschaftsbund“ kündete sich an. Schirmmacher memorierte täglich Georges Gedichte, er glich sogar seine Schrift an die des Meisters an. Und er schrieb ein erstes Gedicht mit dem Titel „Liebe zum Meister“, das er mit dem Namen Alexis signierte.

Frommel hat Schirmmachers Begeisterung in den folgenden Wochen und Monaten überraschenderweise schroff ausgebremst. Sein „Enthusiasmus“ erschien ihm „suspekt“ (so Michael Angele in seinem Schirmmacher-Porträt, 2018). Und er blieb misstrauisch: Dem jungen Mann, meinte er, mangle es an „Authentizität“. Vielleicht erkannte er in Schirmmacher ja die „Spielernatur“, den kommenden Star-Journalisten, Redakteur und mächtigen Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, für den die Zurückweisung besonders verletzend gewesen sein muss. Doch der universitäre Alltag wie die sich anbahnende Karriere nahmen ihn in Beschlag. Das Ideal der „Männerfreundschaft“ zerbröckelte.

In den Jahren 1909 und 1910 hat Stefan George, meist zusammen mit Wolfskehl, Gundolf oder Melchior Lechter, nicht ungern das von monchischen Geistern umwobene Stift Neuburg über dem Neckar aufgesucht, von der Hausfrau am Tor rituell mit Brot und Salz auf einem Tablett empfangen. Dass es in einigen Räumen spukte, machte dem Meister nichts aus: „Vielleicht sind heute Nacht stärkere Gegenkräfte anwesend.“ Doch der Stiftsherr, der neuromantische Dichter und Übersetzer Alexander von Bernus, neigte stärker einem anderen Propheten, dem Anthroposophen Rudolf Steiner zu, und es kam zum Bruch mit George. Im Rückblick (1951) weiß von Bernus zu berichten: „Ich sehe den Meister noch in der Bibliothek von Stift Neuburg ganz nahe vor mir stehen und mit einer leidenschaftlichen Intensität in mich hineinsagen: Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Man macht alles nur mit Fanatismus. Sie sind noch lange nicht fanatisch genug!“